

von dort mußte ich die Fahrt nach F. . . per Wagen fortsetzen. Das Wetter war bis gegen Mittag herrlich. Bei meiner Ankunft in Gmunden jedoch belehrten mich dicke, um das altehrwürdige Haupt des Traunsteins sich ansammelnde Wollenschleier, daß ein Witterungswechsel in naher Aussicht stehe. Ich überlegte, ob ich noch heute hinauf in die Berge solle oder besser thäte, in meinem gewöhnlichen Absteigequartier beim „Goldenen Brunnen“ zu nächtigen.

Die bewährten Wetterpropheten des Ortes, welche ich zu Rathe zog, schüttelten zwar die Köpfe, meinten aber schließlich der überwiegenden Mehrzahl nach, es werde vor Nachts nichts kommen. Ich entschloß mich in Folge dieser tröstlichen Versicherung zur Weiterreise und that wohl daran. Während meines Begehens trübte sich zwar der Horizont in ziemlich bedenklicher Weise und nach Verlauf kaum einer Stunde war auch die Sonne hinter schwarzen Wolken unsichtbar geworden, doch erreichte ich mein Ziel mit heiler, will in diesem Falle sagen, trockener Haut.

Mit großer Herzlichkeit empfing mich Hellberg. Raum jedoch saßen wir bei einem fetten Truthahn mit trefflichem Salat, wobei wir auch des perlenden Nebensafes nicht schonten, als auch schon das Unwetter mit einer Heftigkeit losbrach, wie man ein solches nur im Gebirge zu erleben pflegt. Der Sturm heulte, die Blitze jagten einander, unaufhörlich fast rollte der Donner, wolkenbruchartig ergoß sich der Regen.

Der Pfarrer war aufgestanden und an das Fenster getreten, um in das tolle Treiben der Elemente hinauszublicken. Als er zum Tische zurückkehrte, war er blässer geworden. Ein Held war mein guter Martin nie gewesen, doch bin ich geneigt, dies mehr auf Rechnung seiner schwachen und ziemlich erregbaren Nerven zu setzen, als daß ich glaube, es habe ihm zeitweilig an Muth gefehlt.

„Ein Wetter draußen, daß man keinen Hund vor die Thüre jagen sollte!“ sagte Hellberg, mir gegenüber seinen früheren Platz wieder einnehmend und aus seinem Weinglase einen herzhaften Zug machend, der das entschundene Roth wieder auf seine Wangen zurückbrachte.

„Desto angenehmer ist das Gefühl, in behaglicher Stube zu sitzen,“ erwiderte ich, wie um meinen Ausdruck zu illustriren, mich bequem in meinen riesigen Sorgenstuhl zurücklehnd. „Ich bin nur froh, von diesem Regen nicht unterwegs ereilt worden zu sein.“

„Wenn nur heute kein Verfehlgang zu machen ist,“ meinte der Pfarrer mit sorgvollem Blicke nach dem Fenster. „Es wäre mir nicht nur sehr unangenehm, Dich heute, am ersten Abend unseres Beisammenseins, verlassen zu müssen, sondern es fällt mir, aufrichtig gestanden, in meinen Jahren auch nimmer leicht, des Nachts zuweilen einige Stunden beschwerlichen Weges machen zu sollen, besonders bei solch' einem Unwetter. Seit drei Wochen bereits befindet sich mein Kaplan als Aushilfe beim schwer erkrankten Pfarrer in M. . . .; Alles ruht somit auf meinen Schultern.“

„Giebt es gegenwärtig gefährliche Kranke in Deiner Pfarrgemeinde?“

„Dermalen, Gott sei gedankt, Niemand.“

„Dann wollen wir hoffen, heute ungestört einen gemüthlichen Abend zu verbringen.“

Es war, als hätte ein hämischer, schadenfroher Satan diesen Wunsch gehört, denn in diesem Augenblick drang der schrille Schall der Hausglocke, das draußen herrschende Getöse und Gebrause übertönend, an unser Ohr.

Stumm blickten wir einander an, dann ließ der Pfarrer sein ergautes Haupt auf die Brust sinken und faltete ergeben die Hände.

„Vielleicht nur ein Besuch,“ suchte ich zu trösten. „Zu dieser Stunde kommt Niemand mehr zu mir,“ schüttelte Hellberg den Kopf. „Ich erkenne zudem schon an der Art des Läutens, es sei Jemand, der große Eile hat.“

Die Thür öffnete sich und, von der Köchin geleitet, kam, den Hut in der Hand, ein vom Regen tiefender Knecht herein.

Der Pfarrer hob ein wenig den Schirm der Lampe, um dem Eintretenden in's Gesicht sehen zu können. „Dho, Hiesel, Du bist's?!“ rief Hellberg bei dessen Anblick erstaunt. „Ist denn etwas geschehen? . . . Gestern noch war ja in der Mühle Alles gesund?!“

„Vor einer Stunde war dort noch Alles wohltauf, Hochwürden,“ erwiderte der Knecht. „Den ganzen Nachmittag war heute der Müller im Wirthshause. Am Zubausewege ist er dem Rande des Leitergrabens zu nahe gekommen und abgestürzt. Der Kopf ist ganz zerschlagen und der Müller jeden Augenblick zum Auslöschten.“

„Wenn die Sachen so stehen, so komme ich gleich,“ sagte, sich mit einem Seufzer erhebend, der Pfarrer. „Geh' indessen in die Küche, Hiesel, und laß' Dir dort ein Glas Wein zur Stärkung geben. Dann lauf' hinüber zum Wegner, er soll sich gleich bereit machen und die Kirchenschlüssel mitnehmen. In fünf Minuten bin ich bei Euch, und wir machen uns dann zusammen auf den Weg.“

Der Knecht ging.

„Zum Glück ist die Roglmühle nicht sehr weit. In zwei Stunden kann ich wieder zurück sein . . .“

Wenn ich nur noch zurecht komme,“ fügte der Pfarrer hinzu, bei dem der Pflücker begann, alle anderen Empfindungen und Bedenken in den Hintergrund zu drängen; „der Roglmüller hat gar viel auf seinem Gewissen und ich fürchte, er wird einen harten Stand haben, wenn er vor den Richterstuhl des Allmächtigen treten muß.“

„Ich entsinne mich, wenig Gutes über den Müller gehört zu haben.“

„Und das leider nicht mit Unrecht . . . Er ist allerdings der reichste Mann der ganzen Umgegend, aber an diesem Gelde hängen die Thränen vieler Wittwen und Waisen und gar manche brave Familienväter, die er in Elend und Unglück gestürzt. Gab es 'mal eine Mißernte oder ließen sich die Steuern nicht gut aufbringen, so war auch schon der Roglmüller Hans zur Hilfe bereit, doch beileibe nicht aus christlicher Barmherzigkeit und Nächstenliebe. . . . Wehe dem, der in der Bedrängniß diese Hand ergriff, Rettung von ihr erwartete. Wie die Spinne eine arme Fliege hielt er sein Opfer umgarnt, bis er diesem den letzten Blutstropfen ausgesaugt. In dieser Weise sind viele Leute um Haus und Hof gekommen und zu Bettlern geworden. Ich habe nichts unversucht gelassen, den Müller von seinem verruchten Treiben abzubringen, doch hieß das so viel, als wollte man Erbsen an die Wand werfen. Jetzt scheint seine Stunde geschlagen zu haben und wie so mancher Andere, erhofft auch er für die Vergehungen eines ganzen Lebens Heil und Rettung von der Religion, welche früher für ihn nur ein Gegenstand des Spottes gewesen. . . . Doch ich muß mich beeilen. . . . Gute Nacht, mein Lieber!“

„Nicht doch, sondern auf Wiedersehen. Ich will Deine Rückkehr erwarten und ein Glas Glühwein bereit halten, das Dir nach dieser Wanderung nicht schlecht bekommen wird. Inzwischen gehe ich in Dein Bibliothekzimmer und vertreibe mir die Zeit mit einem Buche.“

(Schluß folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Berlin, 20. Juli. Ein geheimnißvoller Mord beschäftigt seit Mitternacht die hiesige Kriminal-Polizei. Der bis jetzt noch nicht völlig aufgeklärte Thatbestand ist folgender: „Gestern, Sonnabend, Abends gegen 11 Uhr hörten Spaziergänger im Thiergarten, in der Nähe des Goldfischteiches kurz hintereinander zwei Schüsse fallen. Als man dem Schall nachging, fand man in der Großen Quer-Allee, nahe der Bellevue-Allee, zwischen Flora-Platz und Kemper-Platz mit dem Gesicht nach der Erde zugewendet, eine gut gekleidete Dame in einer Blutlache liegend vor. Die schwarzgekleidete Dame hatte kurz geschorenes Haar und ein kleines schwarzes Kapothütchen mit rothen Blumen verziert. Man glaubte zunächst es mit einer Selbstmörderin zu thun zu haben; doch als man an der Leiche außer zwei Schußwunden in der Brust auch noch einen riesigen Schnitt an der rechten Halsseite bemerkte, welcher nach dem ersten Augenschein nicht selbst beibracht worden sein konnte und welcher schon allein den sofortigen Tod herbeigeführt haben mußte, war es zweifellos, daß hier ein Mord vorlag. Hierauf deuteten auch die Hülfsurtheile, welche den Schüssen vorausgegangen waren. Zwei Mal hatte das unglückliche Opfer einen Schrei von sich zu geben vermocht. Die Spaziergänger, mehrere Herren, riefen nun Schutzleute herbei, welche den Mordplatz absperreten und die Kriminal-Polizei telegraphisch benachrichtigten. Schnell war Kriminal-Inspektor von Meerscheidt-Hüllessem mit seinen Unterbeamten zur Stelle und die Recherchen begannen. Zunächst wurde konstatiert, daß es sich nicht um einen Raubmord handeln konnte. Denn man fand bei der Todten alle Werthsachen vor; so die goldene Damenuhr mit kurzer goldener Kette, das Portemonnaie mit 60 Pfg. Inhalt, eine Streichholzschatel und einen Schlüssel. Die Uhr hatte drei Goldkapseln und war nicht stehen geblieben; sie zeigte genau die Zeit. In dem Portemonnaie fand man nur einen Gegenstand, welcher zur schnellen Identifizirung der Leiche führen konnte. Es war ein schwerer goldener Trauring, in welchen Name u. Verlobungstag eingravirt war: „A. Wende 1887.“ Die Strümpfe waren „M. B.“ gezeichnet. Nunmehr ordnete Kriminal-Inspektor von Meerscheidt-Hüllessem die Revision sämmtlicher auf Wende lautender, auf dem Einwohner-Melde-Amt verwahrten Registerblätter nach. Es gab deren Viele, doch endlich fand man ein Registerblatt, welches lautete: Marie Wende, geb. Berndt, Postschaffnersfrau, Berlin, Invalidenstr. 32, wohnhaft. Nur dieses konnte die Todte sein, und als man an der Wohnung klingelte, wurde nicht geöffnet. Man brachte nur in Erfahrung, daß Frau Wende, eine hübsche, volle Erscheinung, etwa 24 Jahre alt, am Abend in Begleitung eines bei ihr wohnenden Mädchens das Haus verlassen hatte. Der Mann, Postschaffner Wende, sollte am Abend nach Dresden gefahren sein. Nunmehr wurde die Leiche, nachdem auch noch die Beamten der Staatsanwaltschaft erschienen waren, nach dem polizeilichen Leichenschauhaus geschafft, dann nahmen die Recherchen ihren Fortgang. Es wurde noch festgestellt, daß der Ehemann bereits Nachmittag

um 5 Uhr in dienstlicher Eigenschaft nach Dresden gefahren war. Trotz der eifrig betriebenen Nachforschungen gelang es bis heute Mittag noch nicht, irgend eine Spur von dem Thäter zu ermitteln; auch der Revolver wurde nicht gefunden. Aus Bütterbogl traf heute Mittag von dem Postschaffner Wende die telegraphische Nachricht ein, daß er am Nachmittag in Berlin eintreffen werde, und man hofft, durch seine Vernehmung etwas Licht in die Angelegenheit zu bringen. Frau Wende hat mehrere Schwestern, welche in Berlin verheirathet sind. Wende selbst ist ein noch junger, etwa 30jähriger Mann von hübschem Aeußeren, mit großem, blonden Schnurrbart. Es scheint, daß der Beweggrund zu dem gräßlichen Mord Rache oder Eifersucht gewesen ist; Raubmord ist, wie schon Eingangs erklärt, ausgeschlossen.

Die Nachforschungen nach dem Mörder sind im vollen Gange und beschäftigen eine große Zahl von Beamten. Bei den Recherchen kommt das Vorleben der Ermordeten, sowie ihre Lebensart während der Ehe hauptsächlich in Betracht. Nach beiden Seiten hin haben wir Folgendes ermittelt. Die 21 Jahre alte Frau Wende war seit dem Jahre 1887 verheirathet; die Ehe war kinderlos. Sie war keine Liebesheirath eingegangen, im Gegentheil, sie hatte sich lange gestraubt und nur auf Betreiben ihrer Mutter Herrn Wende geheirathet, nachdem sie ein Liebesverhältniß gelöst hatte. Hausbewohner wollen von ihr den Ausdruck gehört haben: „Wer weiß, ob es nicht noch ein Unglück giebt.“ Sie brachte diesen Ausdruck damit in Verbindung, daß sie sehr oft Abends ausgehe, wenn ihr Mann verreist sei. Man will ferner wissen, daß Frau Wende sehr oft Herrenbesuche empfangen habe. Ihr Mann aber habe davon nichts gewußt, nur hätte er ihr öfter das Abendausgehen unterfragt. Frau Wende selbst habe über ihren Mann stets Gutes gesprochen: er sei ein ruhiger, liebevoller Mensch, verwende sehr wenig für sich und bringe stets seinen ganzen Verdienst nach Hause. Trotzdem aber könne sie ihn nicht lieben, da sie ihn nie geliebt habe.

Einen sehr wichtigen Anhaltspunkt glaubt die Polizei in dem Umstand zu erblicken, daß Frau Wende längere Zeit in ihrer Wohnung ein unter Sittenkontrolle stehendes Mädchen beherbergt hat, mit welchem sie noch jetzt befreundet ist. Es wird angenommen, daß diese Person Aufklärungen darüber wird geben können, mit wem Frau Wende verkehrt hat. Man neigt nämlich zu der Ansicht, daß sie ein sogenanntes „festes Verhältniß“ hatte und daß schließlich eine Untreue nach dieser Seite hin ihren jähen Tod herbeigeführt habe, als der noch in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Galan Sonnabend Nacht mit ihr ein Rendezvous hatte und die Frau hierbei tief in den Thiergarten führte, um, einem vorgeschafften Racheplan folgend, die That zu vollbringen.

— Potsdam. Ihres Haarschmuckes zum Theil beraubt wurde eine hiesige Arbeiterfrau durch einen leichtfertigen Scherz ihres Gatten. Derselbe hatte sich eine Cigarre angezündet und hielt das noch brennende Streichholz schälernd gegen das hinten herabhängende Kopfhaar seiner Ehegeliebten. Im Nu hatte dasselbe Feuer gefangen und griff so rapide um sich, daß, ehe sich der Mann von seinem Schrecken erholt hatte, um die Flammen ersticken zu können, ein großer Theil der Haare abgebrannt war.

— Unter den Säugethieren erreichen nur wenige ein Alter von 30 Jahren. Älter als der Mensch werden nur die Elephanten, welche 200 Jahre alt werden können und die Wale; vielleicht auch die Nilpferde und die Nashörner, Thiere die zum großen Theil nach Annahme der Gelehrten ein Ueberbleibsel einer vorangegangenen Periode auf dem Erdball sind. Ein ziemlich hohes Alter erreichen auch die Kameele; dagegen werden Hirsche und Pferde nur gegen 40, Rinder gegen 30, die mittelgroßen Säugethiere wenig über 10 Jahre alt. Der Löwe z. B. wird etwa 35, das Wildschwein 25, das Schaf 15, der Fuchs 14, der Hase 10, das Eichhörnchen und die Mäuse 6 Jahre alt. Von den Vögeln zeichnen sich besonders Adler und Papageien aus, die ein Alter von über 100 Jahren erreichen können. Kanarienvogel und verwandte Singvögel werden bis zu 18, Hühner bis zu 12, Tauben bis zu 10 Jahren alt. Die Reptilien erfreuen sich in ihren Schlupfwinkeln eines langen Lebens. Lurche, Kröten u. s. w. erreichen ein sehr hohes Alter, zumal die vollständige Entwicklung des Körpers bei den Lurchen bis zu dem 50. Lebensjahre sich erstreckt. Auch bei den niedersten Wirbelthieren, den Fischen, sind Fälle hohen Alters bekannt. Man sagt, daß Hechte und Karpfen über 100 Jahre alt werden können. Dagegen ist die Lebensdauer der wirbellosen Thiere im Vergleich zu der der Wirbelthiere eine kurze. Am ältesten werden noch die Muschelthiere, die 20 Jahre erreichen können, dagegen leben Daphnen höchstens 4 bis 5 Monate und die Bienenkönigin 2 bis 5 Jahre. Ameisen können 6 Jahre alt werden. Nach Stunden nur zählt das Leben der Eintagsfliege, und auch bei einigen Arten der Saftträger lebt der Schmetterling nur wenige Tage, ja oft weniger als einen Tag. Für eine große Zahl niederster Organismen endlich dauert das Leben so lange, als die nöthigen Lebensbedingungen vorhanden sind, sie können demnach gewissermaßen ewig leben.